

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 87 (1978)
Heft: 8

Artikel: Vogelfrau
Autor: Kobel, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vogelfrau

Ruth Kobel

Kürzlich sah ich die alte, kleine Näherin: geschäftig, fast hastig drängte sie sich zwischen den allzu vielen Menschen in der engen Laube durch und erschrak, als ich sie bei ihrem Namen rief. Ich zog die Verschüchterte etwas abseits unter einen Bogen und redete eine Weile mit ihr.

Seit der Zeit, da wir auszogen aus dem Hause, dessen Erdgeschoss wir bewohnt hatten, während sich ihr kärgliches Heim im Dachstock befand, hatten wir uns nicht mehr gesehen. Aber sie zeigte sich erfreut, mich zu treffen, vielleicht am meisten, weil ich trotz der langen Lücke in unserer Bekanntschaft etwas Heimeliges, Wohltuendes in der gleichgültigen Menge fremder Leute für sie war, ein spürbarer Halt, daran sich ihre Ängstlichkeit erholen konnte.

Da sie sich erkundigte, berichtete ich ihr von meiner Familie, von unserem Ergehen und von einigen Veränderungen, die sich inzwischen zugetragen. Dann aber fragte ich sie nach ihrem Befinden und hiess sie von sich erzählen.

Viel und Neues gab es ja bei ihr nicht: die leidige Winterunpässlichkeit, wo Husten und Rheuma sie plagten, die Mühe, ihr Arbeitsstübchen täglich warm genug zu bekommen, die Sorge um all die Lebensnotwendigkeiten, die sie immer schwerer drückte, weil sie nur mehr langsam und wenig nähen konnte. Ich kannte dies von früher; denn ich hatte in manchem freien Augenblick bei ihr gesessen und ihren leisen Klagen zugehört. Ich fragte sie schliesslich nach ihrer Schwester, die nach einem mühsamen Dienstmädchenleben durch einen plötzlichen Schlaganfall lange bettlägerig, dann endgültig arbeitsunfähig geworden war und mit der sie seither die geringen Einkünfte und die bescheidene Wohnung teilte, wenn Anna sich nicht, wie es häufig geschah, in einem schlimmeren Zustand befand und geraume Zeit im Spital liegen musste.

Nach meiner Frage schaute sie mich erstaunt und etwas unsicher an, wartete

einen Augenblick, als müsste sie sich auf die Antwort besinnen – wie man häufig tut, wenn etwas Wichtiges, das schon wiederum selbstverständlich geworden ist für die Beteiligten, durch eine unvermittelte Berührung erneut sein ganzes Gewicht zeigt.

«So wisst Ihr denn nicht, dass ich nun allein bin? Die Anna ist gestorben.»

Ihre leisen Worte trafen mich in ihrer Einfachheit, und ich schämte mich meiner raschen und unwissentlich groben Frage.

«Schon Anfang des Winters war das. Im späten Herbst ging es ihr soviel schlechter, dass ich sie endgültig ins Spital bringen musste. Ich selbst war zu wenig kräftig, um sie zu pflegen, wie es nötig war. Sie war zuletzt ganz gelähmt und redete irr. Ganz kindlich ist sie geworden. In allem hat sie die Vernunft verloren. Und ich musste ja für uns beide froh sein, dass sie sterben durfte. Helfen konnte niemand mehr.»

Ich sah vor mir die schwächliche Gestalt mit den scheuen, linkischen Bewegungen und dem Gesicht, das schon früher, gleich nach dem Schlaganfall, diese Irre und Kindlichkeit gezeigt hatte, von der nun die Schwester redete. Und ich wollte etwas fragen. Da eben unterbrach sie meinen Gedankengang, und merkwürdig genug ging sie auf meine noch ungestellte Frage ein.

«Jetzt wird sie wohl bei ihren Vögeln sein. Ich hoffe nur, dass sie nun Ruhe gefunden hat und die Vögel auch», sagte sie. «Es war zuletzt fast eine Plage für sie, und manchmal, wenn man schon meinen konnte, nun sei sie erlöst, kam sie wieder zur Besinnung, so als riefen die Vögel sie zurück und als liesse die Sorge darum sie nicht sterben.

Aber als dann der erste Schnee fiel, die Zugvögel längst fort waren und sie die anderen fast nie mehr sah von ihrem Spitalbett aus; als das Vogelschreien in der Kälte schwieg und nur selten und viel zu hoch für ihre schwachen Augen ein einzelner grosser Vogel still durch den Winter-

himmel flog, da wurde sie zusehends ruhiger.

Nur gelegentlich verlangte sie noch ans Fenster getragen zu werden, und als sie überzeugt war, dass in Schnee und Nebel draussen den Vögeln keine Gefahr mehr lauerte, denn an die Kälte, den Hunger dachte sie wohl nicht, die gehörten nicht mit in ihre Angst und ihren Schrecken vor Gefahren, da blieb sie im Bett liegen und wurde immer stiller.

Fast als letztes – und wie sie lächelte dabei! man möchte fast weinen, ob so viel Vertrauen und Blindheit – sagte sie: ‚Gelt, nun haben sie endlich Ruhe. Und ich muss nicht mehr nach ihnen sehen.‘

Kurz danach schlief sie ein, mit einem hellen Schein auf dem Gesicht – ich dachte, sie träume von einem guten Garten mit Bäumen, wo die Vögel ungestört und unbedroht fliegen und pfeifen können. Ein solcher Traum musste ja das Paradies für sie sein. Und sie ist dort geblieben.»

Ringsum merkte ich wieder das drängende Gewühl der abendlichen Stadt; aber das war so fern und in seiner zerflissenden Hast und dem heftigen Geschwirr fremd wie Unwirkliches. Die schlichte Erzählung hatte wunderbar einen Raum lautloser Ruhe geschaffen, in den ich hineinhorchte und schaute: wie in eine Heimat der Gerungen, Einfältigen, der Furchtsamen, die doch am meisten vertrauten.

Ich verabschiedete mich von der kleinen Alten, und das leise Glück, das in ihr war, als ich unser Wiedersehen ein besonders gutes nannte, rührte, nein: beschämte mich. Ich weiss nicht, wer von uns mehr Grund hatte, froh zu sein, welche erfüllter war, ja lichter, durch diese Begegnung.

Am Abend stieg aus diesem ruhigen Raume, den ich rein durch die Bedrängung von Stadt und überfüllter Bahn heimtragen konnte, das Bild der Anna so klar und wesentlich aus dem langen Ver-gessen, dass es nie mehr erlöschen wird.

Alle Begegnungen verdichten sich zu der einen, da ich im Gespräch mit ihr Schlüssel und Sinn ihres seltsamen Gebarens zu finden schien.

Eine Lösung wie in den Märchen; man hört sie staunend, man begreift sie sogar im Augenblick und oft darüber hinaus, und doch sind sie so bedeutungstief, so voll versteckter Gründe und Absichten, dass sie immer noch anderes, nie Vernommenes aus entlegenen Schichten, unserer Verstandesschärfe unfasslich Geläutertes enthalten und noch Einfältigeres und unermesslich doch Geräumtes, das alles man niemals ganz erkennt und ausschöpft.

An vielen Sommertagen, wenn ich lesend auf dem Fenstersims sass und zuweilen in das buschige Grün des Gartens hinaussah, wenn ich plötzlich die duftschwere Wärme bemerkte, die ich einatmete, der Glanz reifer Farben in satte Tiefen und wiederum der ferne leichte Flug schimmern-

der Wolken hinaus und weiter, immer weiter zog, da öffnete sich wohl sachte das eiserne Gartentor, und der leise, sehr leise Ton leichter Schritte klang auf der Terrasse vor unseren Fenstern auf. Die trippelnde kleine Gestalt näherte sich, hastig und schüchtern, und wenn sie bei meinem erhöhten Sitze vorbeiging, hörte sie in Verwirrung und heimlicher Angst vor allem Fremden meinen Gruss nicht.

Anna hob nur den Kopf leicht schräg gegen mich und streifte mich mit furchtsamen, erwartungsvollen Tieraugen; dann ging sie weiter, etwas schneller noch als vorher, und verschwand neben Brunnen und Quittenbaum im hinteren Garten.

Gewöhnlich blieb sie eine Weile dort, ging wohl zwischen den Beeten umher, bückte sich zuweilen nach einer glänzenden Beere und blieb stehen und staunte in die Tiefe einer Blüte.

Wenn sie zurückkehrte, riefen ihre Schritte schon die gleiche verschüchterte Entschuldigung voraus, und ich schaute verstohlen über den Rand meines Buches ihr entgegen. Sooft sie wieder auf der Terrasse und meinem Fenster nahe war, eben dort, wo ein Weg auf den kleinen Rasenplatz des vorderen Gartens hinausführte, verzögerte sie ihren Gang. Ganz steil und aufrecht kam sie nun einher, und da sie niemals den Weg vor sich besah, hatten ihre Bewegungen die befremdliche schwebende Sicherheit einer Traumwandelnden. Vor dem Terrassentritt blieb sie stehen und schaute lange in das kurze Gras hinaus, wandte den Kopf allmählich nach links, wo die hohe Magnolie steht und dann eine dichte Hecke vieler Sträucher dieser Gartenseite folgt und hinten bei der Tanne rechts umbiegt und auch dort den Garten abschliesst.

Unvermittelt begann sie plötzlich zu laufen, und immer war mir bang, sie könnte einmal in ihrer Hast straucheln und fallen, und lief, bis sie mitten im Rasenplatz stand. Dort bückte sie sich rasch und häufig ins Gras und tastete Stück um Stück des ganzen Rasens ab, ohne dass ich je be-

griff, wonach sie suchte. Ich entdeckte auch nie, ob sie etwas gefunden habe.

Schliesslich stellte sie sich unter die Magnolie, schaute lange auch dort hinauf und folgte dann dem ganzen Kiesweg der Hecke entlang. Vor jedem Strauche hielt sie in ihrem Gehen inne, betrachtete ihn, rüttelte zuweilen daran, rief manchmal leise Worte hinauf, und wenn sie das Ende des Weges erreicht, lief sie, ebenso hurtig, wie sie anfangs hineingedrungen, wieder aus dem Rasen hinaus.

Auf der Terrasse sah sie sich noch einmal um; oft schüttelte sie den Kopf, lächelte oder seufzte, und dann verliess sie mit Schritten, die wieder langsam und leise aufklangen, den Garten und schloss das Gartentor.

Ich begriff diesen täglich wiederholten Gang nicht, und nur einmal, als sie meinen Gruss erwiderte, wagte ich sie danach zu fragen. Sie redete mit leiser, hoher Stimme, die wie kindlich, aber verbrauchter, ja gesprungen tönte, und ihre Worte waren rasch, scheu, verworren, folgten indes ebenso überzeugt einem mir unsichtbaren Wege, wie ihre Füsse den von den Augen unbeachtet gelassenen sicher durchschritten.

«Was sucht Ihr denn im Grase?» fragte ich.

«O da sind die Vögel. Wie sie singen! So lustig – hört Ihr, wie es mich freut?»

Sie lachte, ein fremdes, tiefes, ein unheimliches Lachen. Dann machte sie ein unverständliches Zeichen in die Luft, und ihr Gesicht wurde dunkel, alt.

«Aber sie dürfen sie nicht nehmen. O da kommt sie schon wieder. Fort, fort!» rief sie und warf ihre Arme gegen etwas unsichtbar Feindliches, so heftig, dass ich wieder ihr Fallen befürchtete. Und wieder lachte sie.

Dann, verwirrt, sah sie mich, versuchte zu lächeln und beschwichtigte mich: «Aber Ihr müsst nicht Angst haben. Wie schön sie singen!»

Ihre Augen waren voll Geheimnis; sie näherte sich und flüsterte gegen mein Ge-

sicht: «Sie kommen immer. Die Katze hat den Vogel erwischt. Oh! Und dann schrie er. Sonst singen sie. Ich muss schauen, dass ihm nichts geschieht. Wenn ich komme, fallen sie alle ins Gras – und sie schlägt ihn. Und er schreit, wenn sie ihn frisst. Ich muss sie immer auflesen.»

Sie bewegte die Hände, als würde sie ein leichtes Ding in die Luft; dann klatschte sie.

«Ich wusste doch, dass er noch fliegen kann. Manchmal, wenn sie nahe ist, muss ich die Bäume schütteln. Dann fliegt der Vogel. Schaut, wie hoch er fliegen kann! Dort ist der Himmel. Er kann noch singen. Hörst du, wie er singt?» Und wieder lachte sie.

Sie sah mich plötzlich an; alle Erregung fiel wie ein Schleier von ihrem Gesicht, und darunter starrte die Maske mit dem verzogenen, bleibend aufgeprägten Lächeln, das schief am Munde zerrte. Ich wollte weiterreden. Aber sie stand wieder in Verwirrung und Schrecken, und ihre alterstrüben Augen starrten fernhin durch mich. Dann hastig, im Trippelzuck, entlief sie, dass die Schritte schrill fast auf den Stein klopften, bis das Gartentor klirrte. Und nun ist sie tot.

Vielleicht haben die Vögel sie in ihren hellen Himmel getragen, wo das fröhliche Singen ist und das weite, weite Fliegen, die Angst aber vor dem lauernd gefährlichen Bösen so fern, wie auf dem Rasen die Gewissheit nah, dass es überall todesschrecklich wartet, um das lebendig, das heilig Schöne zu zerstören.

Sie mit dem verrückten Sinn: Inbild der Demut, die leidet und kämpft, und alles doch wie im Traum. Träumt vom guten Schönen, und vom Bösen, das so verschlungen ist, das sich so verwirrt, dass man es eigentlich nicht begreifen kann. Nur mit verrücktem Sinn manchmal begreift und dann mit aller Kraft dagegen steht. Bis zuletzt.

(Aus Kobel: *Vogelfrau und andere Erzählungen*. Berchtold Haller Verlag, Bern)

Vergänglichkeit

*Die Zweige der Hoffnung sind vom Frost geschwärzt
noch ehe dein Arm danach greift.*

*Flache und tiefe Jahre lösen einander ab
und spannen den Bogen der Trauer von dir zu mir.*

*Noch liegt deine Freude aufgespart
für die glanzlosen Tages des Alters
und die Nacht zieht sich zusammen.*

*Doch um nichts werde ich einst mehr klagen müssen
als um die totesgeschwiegenen Worte der Barmherzigkeit
und die unaufgerichteten Zeichen der Liebe.*

Marguerite Zwicky